

*Teresa Hrdlicka, Hugo Reichenberger. Kapellmeister der Wiener Oper, Edition Steinbauer Wien 2016, 265 Seiten, einige Schwarzweiß-Abbildungen*

Nach einem ersten Blick im Vorübergehen könnte man glauben, ein Werk über Lorin Maazel vor sich zu haben, so typisch ist die konzentrierte Dirigentenpose des leicht verfremdeten Schwarz-Weiß-Porträts, das sich von rechts in den Vordergrund des grauen Hardcovers drängt. Doch nicht der vor wenigen Jahren verstorbene Amerikaner ist hier abgebildet, sondern, so belehrt uns der in roten Lettern über der Dirigentenhand schwebende Titel, *Hugo Reichenberger, Kapellmeister der Wiener Oper*. Nun evoziert der Name Reichenberger nicht unbedingt eine endlose Kette an Assoziationen. Umso dankbarer nimmt man das Buch zur Hand, das ein detailreiches Musikerleben zu enthüllen verspricht.

Der Anlass zu dieser Darstellung ist übrigens kein Jubiläum: Der 75. Todestag des Kapellmeisters musste noch ohne Festschrift auskommen und seinen 150. Geburtstag kann man gar erst 2023 begehen. Woher also jetzt dieses Œuvre? Die Antwort auf die Frage, was dem Erscheinen dieser Biografie vorausgegangen ist, findet sich in der Einleitung und präsentiert sich zweigeteilt: Zum einen war es das Auffinden des Typoskriptes der deutschen *Jenüfa*-Fassung mit handschriftlichen Eintragungen des Dirigenten der Wiener Erstaufführung von 1918, eben Hugo Reichenbachers. Zum anderen war es die Aufdeckung einer Liaison, die besagter Kapellmeister während seiner Stuttgarter Zeit mit der dort engagierten Sopranistin Anna Sutter pflegte. Beide Entdeckungen, die musikhistorische wie die private, führten zu umfänglichen Recherchen, die schlussendlich, und zusammen mit einem umfangreichen, in Privatbesitz befindlichen Nachlass, das Material lieferten für die vorliegende Biografie. Verfasst hat sie die Enkelin des Musikers. Sie hat sich damit nicht nur den Großvater erschlossen, den sie nie kennenlernen konnte – Reichenberger starb zwei Jahrzehnte vor ihrer Geburt –, sondern hat gleichzeitig auch ein Musikerleben rekonstruiert, das in diesem Umfang und in dieser Detailtreue bislang nicht präsent war.

Hugo Reichenberger wird 1873 als Sohn des jüdischen Wäsche-Fabrikanten Louis Reichenberger in München geboren. Beide Eltern sind offenbar musikalisch begabt und geben dies an ihre vier Kinder weiter. Den kleinen Hugo sieht man bereits als Fünfjährigen auf der Bühne des Odeons, der Sechsjährige bekommt Klavierunterricht und profitiert dabei von einem absoluten Gehör, der Zehnjährige versucht sich an seinen ersten Kompositionen. Vater Louis konsultiert schließlich niemand Geringeren als Hermann Levi, der den Zwölfjährigen als begnadetes Talent erkennt und ihm geeignete Lehrer

empfiehlt, die dieses Talent zu fördern wissen. Der 14jährige entdeckt seine Liebe zu den Aufführungen des Münchner Hoftheaters und der Abiturient veröffentlicht seine erste Liedsammlung. Im selben Jahr, 1892, besucht er zum ersten Mal die Bayreuther Festspiele, wo er seinen Mentor und väterlichen Freud Levi als Dirigent des *Parsifal* erlebt.

Zurück in München, widmet er sich zunächst universitären Studien, die er aber nach knapp zwei Jahren wieder aufgibt, weil sich mehr und mehr abzeichnet, dass sich seine Zukunft hinter dem Dirigentenpult verbirgt. Tatsächlich bekommt er – eine Empfehlung Levis in der Tasche und über den Umweg Berlin – im Sommer 1894 sein erstes Engagement in Bad Kissingen, dem ein zweijähriges Engagement in Breslau folgt. Seine Lehr- und Wanderjahre führen Reichenberger, der sich inzwischen auch unter den Fittichen Ernst von Possarts wännen darf, auf dessen Interventionen hin nach Aachen und im folgenden Jahr nach Bremen. Sein nächstes Engagement verdankt der nun 25jährige allerdings durchaus auch seinen eigenen Meriten, die in der Zwischenzeit bis in das Gehör des Stuttgarter Intendanten von Putlitz vorge drungen sind. Als Carl Doppler krankheitsbedingt ausfällt, holt von Putlitz Reichenberger kurzerhand an sein Hoftheater, das dem aufstrebenden Jungkapellmeister eine glänzende Karriere verspricht.

Reichenberger kann sich in Stuttgart nach allen Regeln der Kunst entfalten und zerstört sich doch seine vorprogrammierte Karriere selbst, als er eine Liaison mit der gefeierten Sopranistin Anna Sutter beginnt, die daraufhin zum zweiten Mal Mutter eines unehelichen Kindes wird. Trotz mehrerer Versuche, Reichenberger davon zu überzeugen, zugunsten seiner Karriere auf die Beziehung zu der Sängerin zu verzichten, können Reichenberger und Sutter auch nach der Geburt des gemeinsamen, von Reichenberger nie anerkannten Sohnes Felix nicht voneinander lassen. Von Putlitz bleibt deshalb nichts anderes übrig, als den Unbelehrbaren aus Stuttgart zu entfernen; wie selbstverständlich ist damit auch die unsägliche Affäre mit der Sängerin beendet. Sie wird, dies sei nur am Rande bemerkt, nur wenige Jahre später selbst Opfer ihrer Leidenschaften, denn sie stirbt 1910 durch die Kugel eines verschmähten Liebhabers.

Zu dieser Zeit ist der Kapellmeister und mutmaßliche Vater Reichenberger (tatsächlich wurde die Vaterschaft erst im neuen Jahrtausend zweifelsfrei festgestellt) längst beruflich und privat etabliert und gut situiert. Von Stuttgart aus geht er zunächst zurück nach München, wo er zum Königlich Bayerischen Hofkapellmeister avanciert. Doch mit der Ankunft Felix Mottls, den Reichenberger 1892 noch in Bayreuth bewundert hat, fühlt er sich in seiner Stellung als lediglich „vierter“ Hofkapellmeister nicht mehr wohl und über-

nimmt die Stelle des 1. Kapellmeisters in Frankfurt am Main. Sein privates Glück findet er zuvor noch an der Isar: Er heiratet die Münchner Kaufmannstochter Frieda Hapfer (1905) die ihm nur wenige Jahre später seinen (zweiten) Sohn Walter schenkt. Noch im selben Jahr, 1908, geht Reichenberger an die Wiener Hofoper, an der er bis zum Ende seiner beruflichen Laufbahn wirken wird. Wien hält in den letzten Jahren der k. u. k. Monarchie einige musikalische Höhepunkte für ihn bereit, auch wenn der erste Weltkrieg einen tiefen Einschnitt bedeutet. Diese unschöne Zeit beschert Reichenberger zumindest die Erfahrung einer einmonatigen Fronttournee, aber leider auch einen zweijährigen Kriegsdienst. Nach dem Krieg beginnt allerorten eine neue Zeit, so auch am Wiener Operntheater, wie die Hofoper nun heißt. Reichenberger fällt bei Richard Strauss in Ungnade und flüchtet in ein mehrmonatiges Gastspiel nach München. Insgeheim hofft er, nach München zurückkehren zu können, doch all seine Bemühungen bleiben erfolglos. Erst 1935, nach seiner Pensionierung, übersiedelt Reichenberger mit seiner Frau wieder an die Isar. Dort findet er allerdings eine Welt vor, in der er, der konvertierte Jude, plötzlich ein Ausgestoßener ist. Nur drei Jahre später stirbt er, mit gerade einmal 65 Jahren, an einem Herzinfarkt. Beerdigt wird er zunächst auf dem Münchner Waldfriedhof – beileibe keine schlechte Wahl, denn hier ruhen einige illustre Persönlichkeiten, darunter auch der Wiener Wahlmünchner Felix Mottl.

Dennoch wird Reichenbergers Ruhe ein letztes Mal gestört, als seine sterblichen Überreste 1968 nach Wien überführt und auf dem Hietzinger Friedhof bestattet werden. Das ist einerseits legitim und verständlich, denn immerhin hat Reichenberger zwei Drittel seines beruflichen Lebens an der Donau verbracht. Andererseits ziehen sich seine privaten wie beruflichen Bindungen an Münchens deutlich sichtbar durch sein gesamtes Leben: In München wurde er geboren, hier hat er Kindheit und Jugend verlebt, hier hat er seine musikalische Prägung erfahren und hier hatte er vor allem mit Hermann Levi und Ernst von Possart außerordentliche väterliche Freunde und Mentoren, die gerade die Anfänge von Reichenbergers Karriere maßgeblich mitgestaltet, wenn nicht gar ermöglicht haben. Nach München ist Reichenberger zurückgekehrt, als er Stuttgart verlassen musste, in Münchens berühmtester Kirche hat er eine Münchnerin geheiratet und nach München ist er sogar während seiner Wiener Jahre zu mehrmonatigen Gastspielen gekommen. Als mit Richard Strauss in Wien kein Auskommen mehr ist, wird München zu seinem Sehnsuchtsort. Schlussendlich ist er hierher zurückgekehrt, um den Lebensabend zu genießen, der ihm dann doch nicht vergönnt war.

Diese Lebensgeschichte ist nicht nur aus musikwissenschaftlicher Sicht erhellend, sondern durchaus auch für kultur- und geistesgeschichtlich Interessierte lesenswert, denn sie zeichnet den Menschen und den Musiker in seinem zeitgenössischen Netzwerk aus persönlichen Kontakten, zufälligen Begegnungen, zeitgeschichtlichen Zufällen und Unwägbarkeiten und nicht zuletzt auch entlang der schicksalhaften Abfolge von Höhen und Tiefen, aus denen ein Leben nun einmal besteht.

Die Autorin, so beschreibt sie es selbst am Schluss ihrer Einleitung, hat das Vermächtnis des nie gekannten Großvaters in Form dieser Biografie an die Nachwelt weitergegeben. Wünschenswert wäre, um weiteren Beschäftigungen mit Hugo Reichenberger und den ihn umgebenden Persönlichkeiten den Weg zu erleichtern, auch den in Privatbesitz befindlichen Nachlass der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. So, wie man Hugo Reichenberger in der vorliegenden Biografie kennenlernt, wäre ihm dies mehr als recht gewesen.

*Clarissa Höschel*